



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Endlich den Beruf gefunden

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Endlich den Beruf gefunden



achdem der Entschluß, den geistlichen Rock auszuziehen, gefaßt war,*) mußte, zunächst um den Lebensunterhalt zu erwerben, ein neuer Beruf gewählt werden. Die Wahl fiel nicht schwer, denn es giebt nur zwei Berufe, für die ich taue, den des akademischen Lehrers und den des Publizisten, und da es für den ersten zu spät war, so blieb nur der zweite übrig. Statt zu definiren: Zeitungsschreiber sind Leute, die ihren Beruf verfehlt haben, würde man in vielen Fällen richtiger sagen: Leute, die ihren Beruf erst spät gefunden haben. Seitdem Zeitungen und Zeitschriften ein allgemeines Bedürfnis und überaus zahlreich geworden sind, können Leute, die nicht bloß im Nebenberuf für Zeitungen schreiben, und solche, die die Auswahl und das Zusammenstellen der Beiträge besorgen, nicht mehr entbehrt werden; die Zeitungsschreiberei ist daher ein Beruf wie andre Berufe, und jetzt giebt es ja auch schon genug junge Leute, die sich ihr vom Gymnasium weg, vielleicht wird man bald sagen dürfen, von der Volksschulbank weg widmen. Ob der Umweg über einen andern Beruf, in dessen Ausübung man einige Jahrzehnte lang ein gewisses Maß von Kenntnissen und Erfahrungen sammelt, besonders vorteilhaft ist, darf billig bezweifelt werden. Ich kenne zwei Brüder, die eine schlechte Dorfschule besucht haben, dann zu einem Buchdrucker in die Lehre gekommen sind, als Lehrlinge Theaterkritiken geschrieben haben und nach Beendigung ihrer Lehrzeit in kleine Redaktionen als Gehilfen eingetreten sind. Jetzt haben sie beide (im Alter von 30 und 24 Jahren) auskömmliche „Chefredakteur“stellen in ansehnlichen Provinzialstädten. Und sie machen ihre Sache bedeutend besser, als ich meine gemacht habe. Der ältere hat eine Leitartikelserie bei zweihundert Blättern abgesetzt; ich würde, wenn ich mit meinen Leitartikeln hausiren gegangen wäre, aus zweihundert Redaktionen hinausgeworfen worden sein.

An Gelegenheit zur Vorbildung für den Zeitungsschreiberberuf fehlte es mir auch in der geistlichen Stellung in Meisse nicht. Es giebt hier zwei Blätter: ein Zentrumsorgan, die Meisser Zeitung, die täglich, und ein Organ der „liberalen“ Partei, das dreimal in der Woche erscheint. Damals kam die

*) Siehe den Artikel „Religionsunterricht“ im 30., 31. und 32. Heft.

Meißner Zeitung nur dreimal, die Liberale Meißner Zeitung, die später in Meißner Presse umgetauft wurde, zweimal in der Woche heraus. Das Wort liberal bedeutet in katholischen Gegenden weiter nichts als den Gegensatz zur Zentrumsparthei; in der „liberalen“ Partei halten alle Nichtkatholiken zusammen vom starr orthodoxen Pastor bis zum erklärten Freigeist, vom Geheimen Regierungsrat und vom pensionirten Major bis zum roten Republikaner. Die zuletzt genannte Spezies ist freilich ausgestorben, seitdem die rote Farbe aus dem Politischen ins Soziale umgeschlagen ist, aber damals gab es noch einzelne Fortschrittler, die ein wenig ins rötliche schillerten. So lange der Kulturkampf gedauert hatte, war er hier wie überall der Stofflieferant für die Lokalpresse gewesen. Als ich im Herbst 1879 ankam, war der Sturm im Abflauen begriffen; die selbstverständlich unbezahlten Mitarbeiter des liberalen Blattes hatten sich einer nach dem andern zurückgezogen, und der Herausgeber, Buchdruckereibesitzer Lezel, saß auf dem Trocknen. Nur einer war ihm treu geblieben, ein Staatspfarrer, der nicht gar weit von hier hauste — er ist schon lange tot —, dessen Schreibweise jedoch ans Unflätige grenzte. Bald nach meiner Ankunft in Meisse im Herbst 1879 kam Herr Lezel einmal mit einem solchen Manuskript zu mir und fragte mich um Rat. Ich sagte ihm, er möchte das lieber nicht aufnehmen, ich wäre bereit, ihm regelmäßig Beiträge zu liefern, Zeit hätte ich ja genug übrig. Ich schrieb nun meistens über Gegenstände von allgemeinem Interesse, u. a. naturphilosophische Betrachtungen, deren Überschrift: Hobelspäne aus Philosophenwerkstätten der Schlesischen Volkszeitung zu dem Witze verhalf: der altkatholische Pastor in Meisse füttert seine Schafe mit Hobelspänen. Der Polemik über religiöse und kirchenpolitische Dinge ging ich nicht aus dem Wege, führte sie aber in anständigem Tone, und dafür wurde mir sowohl von Protestanten wie von Katholiken gedankt; denn wenn zwei Parteien einander in ihren Organen eine Zeit lang die bösesten und erbitterndsten Schimpfwörter an den Kopf geworfen haben, so führt das in einer Stadt von 20000 Einwohnern, wo von den Honoratioren wenigstens jeder jeden kennt und die meisten geschäftlich mit einander zu thun haben, in eine nicht allein ungemütliche, sondern unhaltbare Lage. Herr Lezel war über die Wendung der Dinge so erfreut, daß er mir, was ich weder gefordert noch erwartet hatte, ein kleines Honorar zahlte. Er war der Redakteur seines Blattes und hatte die Redaktionsarbeit satt. Es lag also nahe, daß wir uns auf ein Kompagniegeschäft einigten. Nur noch eine Kleinigkeit fehlte, der Redakteurgehalt, denn einen solchen, meinte er, werfe sein Blättchen nicht ab; vielleicht lasse sich aber ein Konsortium gründen, das dafür aufkäme. Der Versuch dieser Gründung mißlang, und so sah ich mich denn mit meinen Plänen auf auswärtige Blätter angewiesen. Ich begann nun, an allerlei Zeitungen und Zeitschriften Manuskripte zu schicken, die ich allesamt wiederbekam, was sehr anständig von den Redaktionen war, denn sie hätten ja das Zeug in den

Papierkorb werfen können. Ich war damals noch so naiv, daß ich an ein paar Orten nach dem Grunde der Ablehnung fragte, worauf ich natürlich keine Antwort bekam. An ein paar Stellen, zu denen ich besonderes Vertrauen hegte, wandte ich mich mit Anfragen über das Schriftstellergewerbe, und von beiden erhielt ich freundliche und ausführliche Antworten. Ein Redakteur der Schlesiſchen Zeitung ſchrieb mir, ich möchte nur den unglücklichen Gedanken aufgeben, mich auf ſolche Weiſe durchſchlagen zu wollen, mit Leitartikeln und Feuilletons würden alle Redaktionen überſchwemmt; nur die journaliſtiſche Handlangerarbeit nähre ihren Mann, Reporter fänden ſtets lohnende Arbeit. An Paul Lindau hatte ich die Frage gerichtet, ob vielleicht mit Überſetzungen aus dem Engliſchen und Franzöſiſchen etwas zu verdienen ſei; an Überſetzern fehle es ja gewiß nicht, aber ich fände, daß die meiſten ihre Sache herzlich ſchlecht machten, und um klaſſiſche Werke, wie die von Macaulay, ſei es doch ſchade, wenn ſie von Überſetzern verhunzt würden. Er antwortete, das Überſetzungselend werde allgemein anerkannt, aber es ſei nichts dagegen zu machen; Studenten und Damen hätten die Preiſe ſo verdorben, daß tüchtige Überſetzer dabei nicht beſtehen könnten; aber ſich durch ſelbſtändige Beiträge an Zeitſchriften eine Exiſtenz zu gründen, das ſei durchaus nicht unmöglich. Einen Artikel jedoch, den ich daraufhin an die Gegenwart einſchickte, lehnte auch er ab. Wegen des Überſetzens fragte ich noch bei einem Verleger an mit der Begründung, daß ich die kürzlich bei ihm erſchienene Überſetzung eines bedeutenden Werkes recht ſchlecht fände; er antwortete, er ſei mit ſeinen Überſetzern ganz zufrieden. Später hat mir auch Eduard von Hartmann, mit dem ich durch die Beſprechung einiger ſeiner Bücher in Briefwechſel gekommen war, einige freundliche Ratſchläge gegeben.

Der 1. Oktober 1882 kam immer näher, und es eröffnete ſich noch keine Ausſicht. Ich beſchloß, nach Berlin überzuſiedeln und dort mein Glück zu verſuchen; ſo viel hatte ich in den Meiſſer drei Jahren erſpart, daß ich davon ein paar Monate leben konnte, und übrigens war ich aufs ſchlimmſte gefaßt. Von alledem ſagte ich niemandem ein Wort, und wenn man mich fragte, was ich denn eigentlich anzufangen gedächte, ſo antwortete ich, ich würde mir eine Drehorgel kaufen. Ich war die ganze Zeit über ſehr heiter, denn ich hatte mir zwei Herzkammern eingerichtet: in die eine verſchloß ich die Sorge um die Zukunft, die nicht übertrieben groß war, da es ſich bloß um meine Perſon handelte, und niemand mehr lebte, gegen den ich ſtrenge Verpflichtungen gehabt hätte; in der andern genoß ich das Glück der Gegenwart; ich war geſund, das Wetter war ſchön, auf weiten Spaziergängen erlabte ich mich an der ſchönen Natur, und die Kinder meiner Quafiſamilie, deren Vater damals noch lebte, machten mir Freude. Kurz vor Thorschluf erklärte mir Herr Legel, er wolle es auf eignes Riſiko mit mir wagen; mein Eintritt in die Redaktion werde doch gewiß die Abonnentenzahl erhöhen, und ſo werde wohl das Blatt

selbst mit der Zeit die Kosten bestreiten. Ehe ich das in heutiger Zeit nicht ungefährliche Amt übernahm, hatten mir wohlwollende Freunde eine Schutzimpfung gegen den Staatsanwaltsbazillus angeheißen lassen. Ich war ein entschiedner Freund des Tabakmonopols und hatte so manches dafür in unserm Blättchen geschrieben; als es nun vom Reichstage abgelehnt worden war, hielt ich ihm eine satirische Leichenrede. Ein paar Tage darauf begegnete mir der Landrat und gratulirte mir zu dem Artikel; ich mußte ihm jedoch mitteilen, daß vor der Hand kein Anlaß zum Gratuliren sei, da ich wegen Beleidigung Bismarcks, des deutschen Heeres und des preußischen Offizierstandes denunziert und schon vor den Untersuchungsrichter geladen sei; worauf dem Landrat ein Ausruf entfuhr, der nicht eben wie eine Schmeichelei klang. Dem Untersuchungsrichter machte ich klar, daß nach dem, was ich die ganze Zeit über geschrieben hätte, die Absicht einer Verhöhnung Bismarcks mindestens höchst unwahrscheinlich sei, und da er mit dem Protokoll nicht zurecht kam, so sagte ich: erlauben Sie vielleicht, daß ich das Protokoll diktire? Er erlaubte es mit Vergnügen, und ich diktirte nun ein Protokoll ungefähr in dem Stile, in dem ich bei ein paar Gelegenheiten einem als geistlichen Untersuchungsrichter erschienenen alten Erzpriester diktirt hatte; der hatte mit Händen und Füßen protestirt und sich wie ein Regenwurm gewunden, was ihm aber nichts genutzt hatte. Diesmal schrieb der Gerichtsschreiber ganz gleichmütig nieder, was ich ihm sagte, aber die Staatsanwaltschaft mag wohl beim Lesen den Gleichmut ein wenig verloren haben, und diesem Umstande schreibe ich es zu, daß sie mich später niemals beim Ohre genommen hat, wenn ich Dinge sagte, die von ihrem Standpunkt aus wirklich nicht ganz „einwandfrei“ waren; sie wird gedacht haben: am Ende fragt uns der Kerl wieder, ob wir denn nicht wüßten, was Ironie ist? Besonders da auch das Zentrumsblatt geschrieben hatte: *S.* verspottet die Gegner Bismarcks und stellt sie als Tröpfe hin und soll wegen Bismarckbeleidigung angeklagt werden? Nein, so etwas ist doch noch nicht dagewesen! Übrigens war der Denunziant ein viel zu gescheiter Mann, als daß er selbst mich mißverstanden haben könnte; er hat, denke ich mir, sich selbst durch den Artikel beleidigt gefühlt und, auf den berühmten Juristenscharffinn rechnend, mir auf diesem Wege eins zu versetzen versucht.

Wenn ich nun über meine Redaktionsthätigkeit berichten soll, so muß ich mein Verhältnis*) zu Bismarck darlegen. Damit soll natürlich nicht etwa ein Beitrag zu einer zukünftigen Biographie Bismarcks, sondern nur ein Stück Weltgeschichte in Hinterwinkel geliefert werden. Hinterwinkel ist eine Gegend, die von den Staatsmännern nicht vernachlässigt werden sollte. Frankreich ausgenommen, dessen Geschicke ein paar hundert Jahre lang auf dem Pariser

*) *Sit venia verbo!* Eigentlich kann ja von einem Verhältnis zwischen zweien, von denen einer den andern nicht mal dem Namen nach kennt, keine Rede sein.

Pflaster entschieden worden sind, besteht jedes Land aus einigen tausend Hinterwinkeln, und was zu guter Letzt den Gang der innern Politik und manchmal auch den der äußern bestimmt, das ist die Resultante der in tausend Richtungen auseinander strebenden politischen Regungen der verschiedenen Hinterwinkel. Imponderabilien hat Bismarck die unerwarteten Widerstände genannt, auf die er zuweilen stieß, nicht ganz mit Recht in unsrer Zeit der Neubegründeten Psychophysik. Die Stärke der Stimmungen läßt sich an ihren Ausdrücken messen, und die Köpfe, die von einer gewissen Stimmung ergriffen sind, lassen sich zählen; die Schwierigkeit liegt nur darin, daß der leitende Staatsmann nicht in jedem Dorf und in jedem Städtlein des Reiches einen sicher arbeitenden Wäg- oder Meß- und Zählapparat aufstellen kann, und daß er daher meistens, oder sagen wir lieber, da vertuschen doch nichts nützt, daß er stets mangelhaft unterrichtet ist. Die Widerstände, die von den Damen am Hofe ausgingen, hat Bismarck unmittelbar und darum sehr lebhaft empfunden, von den Widerständen im Lande hat er unmittelbar gar nichts gespürt — wurde er doch überall, wo er hinkam, unjubelet —, sie konnten sich ihm nur wie aus weiter Ferne durch die trüben und weitsichtigen Medien der Wahlen, der Parlamentsverhandlungen, der Zeitungspressen bemerkbar machen; und so hat er sich denn manchmal gewundert, daß es nicht vorwärts gehen wollte, obwohl, wie er meinte, das ganze deutsche Volk hinter ihm stand. Es mag gar nicht selten der Widerstand in Hinterwinkel gewesen sein, was er für Intriguen hoher Damen gehalten hat. Verehrer Bismarcks meinen nun freilich, daß der Widerstand gegen Bismarck, mag er von Hinterwinkel oder vom Hofe ausgehen, ein Nichtseinsollendes sei, und sie nennen es schon Unmaßung, wenn jemand in politischen Dingen auch nur anderer Meinung ist als Bismarck. Ich hingegen finde diese Auffassung sehr wunderbar. Tadeln doch diese selben Verehrer Bismarcks die Anerkennung der Autorität des Papstes, und loben sie doch aufs höchste einen Katholiken, namentlich einen Geistlichen, der Rom gegenüber seine selbständige Überzeugung behauptet. Nun ist aber die Anerkennung einer unfehlbaren Autorität in religiösen Dingen weit eher zu rechtfertigen als in politischen. Denn vom Jenenseits können wir auf natürlichem Wege keine Kenntnis erlangen; wollen wir durchaus etwas darüber wissen, so müssen wir an die sich so nennende Offenbarung glauben, und will sich einer aus dem endlosen Zank über den Sinn der Offenbarung retten, so bleibt ihm nichts übrig, als auch noch einen unfehlbaren Interpreten der Bibel anzuerkennen. Aber Steuern, Strafgesetze, Regimenter, Kasernen, geographische Verhältnisse, das sind Dinge, von denen man auf natürlichem Wege eine hinreichende Kenntnis erlangen kann, um sich ein Urteil darüber bilden zu können. Freilich ist es bei der Größe und Verwicklung der heutigen Verhältnisse unmöglich, sich über alles genau zu unterrichten, aber diese Unmöglichkeit besteht auch für das größte Genie, mag es ein politisches oder ein Finanzgenie sein, und Bismarck selbst

hat mit der berühmten Frage Rothschilds: „Meyer, wie denke ich über amerikanische Häute,“ die Thatsache beleuchtet, daß er sich in vielen Stücken auf die Autorität von Fachmännern verlassen müsse. Was aber von den verschiedenen Fächern gilt, das gilt auch von den verschiedenen Landschaften, Bevölkerungsgruppen, ihren Zuständen und Stimmungen. Der leitende Staatsmann kann sich nicht über alle persönlich unterrichten, und auch wenn er ein Genie ist, kann es ihm sehr leicht begegnen, daß er, auf falsche Informationen gestützt, falsche Maßregeln trifft, und wer nun denen, die die Dinge aus der Nähe kennen, mit ihren Kenntnissen und Ansichten hervorzutreten verbieten will, der erweist der Regierung wahrhaftig einen schlechten Dienst. Außerdem: was in aller Welt sollte denn ein Staatsmann anfangen, der auf keinen Widerstand stieße? Ist etwa ein überall nachgebender Sumpf ein Boden, auf dem man stehen und schreiten kann? Wäre es möglich, in einem Wasser zu schwimmen, das keinen Widerstand leistete? Ist doch die physikalische Wahrheit, daß nur das stützt, was Widerstand leistet, und daß nur der Widerstand des Mediums die Fortbewegung ermöglicht, allgemein bekannt. Im luftleeren Raum würden Lerche, Schwalbe und Adler platt zu Boden fallen, und Bismarck hätte nicht Bismarck werden können, wenn das deutsche Volk aus lauter gehorsamen Sasagern bestanden hätte. Daß das, was ich im nachstehenden zu sagen habe, von den Ansichten der Grenzbotenleser vielfach abweicht, wird sie nicht hindern, die Irrgänge eines politischen Keizers einiger Beachtung wert zu finden.

Schon früher habe ich erwähnt, daß schon vor 1870 meinen damaligen Glaubensgenossen sogar meine religiöse Rechtgläubigkeit verdächtig erschien, weil ich Bismarck in der Konfliktzeit nicht für einen politischen Heiland und von 1866 ab nicht für den Gottseibeins zu halten vermochte; unbegreiflich erschien mir in der Konfliktzeit die Blindheit der Liberalen, die nicht einsehen wollten, daß Bismarck ihr Programm ausführte. Dieses Programm war nicht das meine, da ich der großdeutschen Idee anhing, aber da ich sah, daß sich Österreich unfähig erwies, das großdeutsche Programm zu verwirklichen, so blieb natürlich nichts übrig, als sich in das Unvermeidliche zu fügen und mit dem vorläufig Erreichten einstweilen zufrieden zu sein. Daß ich Bismarcks Virtuosität in der Durchführung seines Programms bewunderte, versteht sich ebenso von selbst, wie daß mir einige seiner Charaktereigenschaften: seine urwüchsige Kraft, sein natürlicher gesunder Verstand, seine Natürlichkeit sympathisch waren. Im Kriege von 1870 war ich selbstverständlich nicht mit halbem Herzen wie 1866, sondern mit ganzem dabei; aber die Person Bismarcks trat mir da hinter dem alten Kaiser, den großen Feldherrn und den deutschen Heeren zurück. Nach 1870 ereignete sich auch außer dem Kulturkampfe noch so manches, was mir entschieden mißfiel. Wärmer wurde meine bis dahin kühle und mit sehr vielen „aber“ versetzte Bewunderung für Bismarck

vom Jahre 1878 ab; eine Zeit lang war ich ein entschiedener Anhänger seiner neuen Sozial- und Wirtschaftspolitik. So brachten mich die Ereignisse, wie gewöhnlich, in Konflikt mit meinen nächsten Freunden und mit der Partei, auf die ich angewiesen war. Die hiesige liberale Partei war freilich das Gemisch, das ich oben beschrieben habe, aber ihr Grundton war fortschrittlich und dabei kulturkämpferisch. Puttkamer als Kultusminister war ihr ein Greuel, die Verhandlungen mit Rom verstimmten sie, und die Schwenkung in der Sozial- und Wirtschaftspolitik focht zwar die Führer, die ja meistens Beamte waren, an sich nicht an, aber die Bezeichnung reaktionär, die der neuen Richtung beigelegt werden konnte und beigelegt wurde, war ihr doch unangenehm. Was ich also an Politischem vor Übernahme der Redaktion in das Blatt geschrieben hatte, war zwar sehr bismarckfreundlich, aber durchaus nicht nach dem Geschmack der bisherigen Bismarckpartei, wenigstens nicht ihres Hauptstammes, sodaß ich nur einige höhere königliche Beamte und einen Teil der Bürgerschaft auf meiner Seite hatte.

Und nicht lange dauerte es, da war ich genötigt, es auch mit dem landrätlichen Kreise zu verderben. Von den Bändern, die mich ein paar Jahre an Bismarck gefesselt hatten, riß eins nach dem andern. Zunächst wurde mir das Agrariertum verdächtig gemacht — von einem Landwirt. Der Gutsbesitzer Johann Michael Grünner in Reinschdorf ist ein Idealbauer. Ein langer, hagerer Mann, mit seinen zweiundsiebzig Jahren noch so rüstig, frisch und gelenkig wie ein Jüngling, stets in derselben durch nichts zu erschütternden gleichmäßigen ernst-heitern Stimmung, so zufrieden mit seinen Dienstboten und Tagelöhnern, wie sie es mit ihm sind, auch stets mit der Ernte zufrieden (denn, sagt er, ein tüchtiger Landwirt hat nie eine Mißernte; gerät die eine Frucht schlecht, so gerät dafür eine andre desto besser), Leiter eines landwirtschaftlichen, eines Vorshuß- und eines Schulzenvereins, Berater der Landräte der Kreise Reisse und Grottkau, von denen er selbst wiederum lernt, wie er auch von dem verstorbenen Landwirtschaftsminister Friedenthal, dem größten Grundbesitzer der beiden Kreise, mit dem er in engem Verkehr stand, viel gelernt hat, ein guter Haushälter, aber die Kosten der Gastfreiheit und einer anständigen Geselligkeit nicht scheuend, hat er acht Söhne ausgestattet, ohne sein schönes Gut zu verkleinern, und von den angeblich schlechten Zeiten keine Erschütterung seiner Existenz verspürt. Gute Preise sind ihm natürlich lieber als schlechte, aber er erkennt offen an, daß die hohen Preise durch den kargen Ertrag und die niedrigen Preise durch reichlichen Ertrag so ziemlich ausgeglichen werden, und daß niedrige Preise im natürlichen Laufe der Dinge von selbst wieder bessern weichen; und dann: man muß ja nicht gerade verkaufen, wenn die Preise am allertiefsten stehen! Jetzt eben, sagte er mir im Oktober, habe ich meine vorjährige Ernte verkauft und dabei natürlich ein bedeutend besseres Geschäft gemacht, als wenn ich sie vorm Jahre

verkauft hätte. Er verargt es den in Not befindlichen Rittergutsbesitzern nicht im mindesten, wenn sie alles anbieten, sich zu halten, aber von jedem der vorgeschlagenen Mittel pflegt er lächelnd zu sagen: wird nicht viel helfen! Er hat sie alle mit seiner ruhigen klaren Überlegung und an der Hand der Erfahrung geprüft, diese Mittel, von der Doppelwährung bis zu den Kornfilos, und gefunden, daß die einen gar nichts taugen, und daß man sich von den andern nicht viel versprechen darf. Dem Bunde der Landwirte ist er beigetreten, weil er es für seine Pflicht hält, sich an allem zu beteiligen, was die Landwirtschaft möglicherweise fördern kann, aber aus seiner Mißbilligung der demagogischen Manieren des Bundes macht er kein Hehl, und daß irgend ein Bund oder eine Regierung die Getreidepreise machen könne, das glaubt er nicht. In der Politik hält er es nicht mit der Zentrumsparthei, sondern, als Verehrer Bismarcks, mit den „Liberalen.“*) Als ich nun im Anfange der achtziger Jahre in das Geschrei über den drohenden Untergang der Landwirtschaft einzustimmen Miene machte, lachte er mich aus, und dasselbe thaten andre Bauern, die weit weniger gebildet und deren Güter viel kleiner waren. So geriet denn mein Glaube, daß eine großartige Aktion zur Rettung der Landwirtschaft ein Beweis hoher Staatskunst sei, ins Schwanken.

Die kaiserliche Botschaft vom 17. November 1881 hatte mich selbstverständlich mit Begeisterung für Bismarck erfüllt; diese kühlte sich jedoch in dem Maße ab, als die Ausführung fortschritt. Die Großartigkeit und Kühnheit des Gedankens unsrer Arbeiterversicherung kann ja kein Mensch bestreiten, und die Energie, mit der Bismarck dieses sein letztes Lebenswerk durchgeführt hat, muß man bewundern, aber im Grunde genommen ist dieses gewaltige Werk doch weiter nichts als die den heutigen Verhältnissen angepasste Armenversorgung oder, etwas genauer ausgedrückt, Versorgung der Arbeitsunfähigen, und berührt die sozialen Schwierigkeiten gar nicht. Daß diesen mit den unklaren Idealen, die aus dem Ausdruck: Zusammenfassung der realen Kräfte des Volkslebens in korporativen Verbänden, hervorzuschimmern schienen, nicht beizukommen sei, wurde mir im Laufe der Jahre immer deutlicher, und es bildete sich in mir die Überzeugung aus, daß vorderhand nur zwei lösbare Aufgaben vorlägen: nach außen Erweiterung der Reichsgrenzen,**) zur Versorgung eines Teiles der Besitzlosen mit Land, im Innern kräftiger Arbeiterschutz und die Verwirklichung der Koalitionsfreiheit für die Arbeiter in ihrem Kampfe um bessere Arbeitsbedingungen. Die sozialdemokratische Partei hielt ich, als vorläufige einzige Arbeiterparthei, für eine Notwendigkeit, während ich den Sozialismus

*) Er ist Katholik, aber nicht besonders kirchlich gesinnt, was ich weder lobe noch tadle; ich teile es nur als eine Merkwürdigkeit mit, weil die katholischen Bauern — Pardon! Gutsbesitzer — unsrer Gegend fast durchweg streng kirchlich und eifrige Parteigänger des Zentrums sind.

**) Die Flaggenhissungen begrüßte ich zwar mit Freuden, aber ohne sonderliche Befriedigung, da ich in Afrika unser zukünftiges Kolonialland nicht zu erkennen vermochte.

als Zukunftsideal, wie die Leser wissen, aus drei Gründen ablehne: weil ich ihn für utopisch halte, weil er mir kein wünschenswerter Zustand zu sein scheint, und weil er meinen persönlichen Neigungen widerspricht. Wenn man aber den Sozialismus nicht will, so bleibt für die Einfügung der Lohnarbeiter in den Staatskörper meines Erachtens nur zweierlei übrig, was vor dem Richterstuhl der Vernunft einigermaßen bestehen kann, entweder die gesetzlich anerkannte Hörigkeit oder die wirkliche und volle Koalitionsfreiheit. *) Was dazwischen liegt, das sind Halbheiten, die in unentwirrbare Verlegenheiten verwickeln und die Gemüter aller Beteiligten, also aller Brotherrn und Lohnarbeiter, mit Galle erfüllen. **) Da mir nun die Regierung diesen beiden Aufgaben mehr entgegenzuwirken als sie vorzubereiten schien, so war das ein weiterer Grund für mich, nach links hin abzuschwenken.

Am stärksten drängte mich zunächst der Gang der äußern Politik in die Oppositionsstellung. Das Bündnis mit Österreich hatte ich selbstverständlich von meinem großdeutschen Standpunkt aus mit Freuden begrüßt; war es doch, abgesehen von seiner bei einem Blick auf die Landkarte einleuchtenden unabweisbaren Notwendigkeit, das einzige vorderhand verfügbare Mittel, die Amputation von 1866 einigermaßen ungeschehen zu machen. Auch die Erweiterung

*) Meine Überzeugung, daß die antike Sklaverei nur in der harten juristischen Fassung der Gesetze darüber unsittlich, in Wirklichkeit aber meistens ein echt menschliches und darum sittliches Verhältnis gewesen sei, während unser heutiger Zustand dem Buchstaben des Gesetzes nach christlich und sittlich, thatsächlich aber vielfach höchst unsittlich ist, befestigt sich umso mehr, je länger ich mich damit beschäftige. Von dem vielen, was ich seit meinen Aufsätzen über die Sklaverei nach den Dichtern der Alten gefunden habe, will ich an dieser Stelle nur zweierlei erwähnen. Plutarch erzählt von Crassus, er sei bei dem Unterricht, den seine Sklaven empfangen, zuhörend und selbst lehrend zugegen gewesen und habe darüber bemerkt: da ihm der Genuß aller seiner übrigen Besitztümer durch seine Sklaven vermittelt werde, so sei es in der Ordnung, daß er diese persönlich regiere. Welch gesundes ökonomisches Verhältnis, bemerkt hierzu Laffalle, und welche gesunde Grundlage für ein sittliches Verhältnis, darf man hinzufügen. Und Cicero schreibt seinem Bruder Quintus in dem schönen Briefe, worin er ihm seine Pflichten als Verwalter der Provinz Asia einschärft: Est autem non modo ejus, qui sociis et civibus, sed etiam ejus, qui servis, qui mutis pœudibus praesit, eorum, quibus praesit, commodis utilitatique servire. Der moderne „Arbeitgeber“ schließt mit vierzehn-, ja dreizehnjährigen Knaben oder Mädchen einen „freien Arbeitsvertrag“, läßt sie in seiner Ziegelei Ziegel schleppen, bis sie Krüppel geworden sind und sich durch das Waten im nassen Lehm und durch die ungesunde Schlafstätte die Sicht geholt haben, und dann „löst er den Vertrag“, ohne sich darum zu kümmern, was aus ihnen wird. In vielen Fällen hat er sie niemals zu Gesicht bekommen. Diese Komödie der „Vertragsfreiheit“ von Menschen, die der Fürsorge bedürfen, war es bekanntlich, was Carlyle am meisten an den modernen Zuständen empörte, und wogegen er seinen schärfsten Spott gerichtet hat.

**) Freilich ist es das gewöhnliche Schicksal der Menschenkinder, sich mit Halbheiten herumplagen zu müssen. Wie der Druck dieser sozialen Halbheiten gemildert und der Notwendigkeit einer radikalen Entscheidung für oder gegen Sklaverei ausgewichen werden könnte, darüber habe ich bei andern Gelegenheiten Betrachtungen angestellt.

des Zweibundes zum Dreibunde war mir sehr angenehm, weil, wie man damals noch meinen durfte, mit Italien ein liberales Element in den Bund hineinkäme. Aber in Skierniewice schien die Heilige Allianz wieder zu erstehen mit Rußland als Haupt, und die Gefälligkeiten, die unsre Regierung der russischen bei mehreren Gelegenheiten erwies, z. B. in der bulgarischen Angelegenheit, erregte mir den ganzen innern Menschen. Und die Art und Weise, wie die Offiziösen jede an der Haltung der Regierung geübte Kritik zurückwiesen, war nicht geeignet, mich milder zu stimmen. So hieß es z. B., die ultramontan-polnisch=fortschrittliche Presse beschwöre einen Krieg mit Rußland herauf. Darauf sagte ich mir und sagte ich meinen Lesern: wenn man dem Nachbar in einer faulen Sache nicht gefällig sein will, so ist das doch noch kein Grund für diesen, einem ins Haus einzubrechen. Sollte sich aber Rußland vom türkischen Kriege schon so weit erholt haben, und sollte die Anmaßung seiner Regierung so hoch gestiegen sein, daß sie Gefälligkeiten fordern zu dürfen glaubte und die Nichtbewilligung als Kriegsfall behandelte, dann wäre der Krieg eine unabweisable Notwendigkeit, wenn wir nicht in schmachvolle Abhängigkeit geraten wollten, und die Verschiebung der Entscheidung würde unsre Lage nur verschlimmern, weil die Macht Rußlands viel schneller wächst als die unsre. Mir war die Intimität mit Rußland auch deshalb verhaßt, weil sie die Stärkung der absolutistischen Richtung in unsrer innern Politik bedeuten konnte. Nicht daß ich ein grundsätzlicher Gegner des Absolutismus gewesen wäre; alle im Laufe der Zeit hervorgetretenen Staatsformen sind berechtigt, jede dort, wo sie auf natürliche Weise entsteht. Passive Völker können nicht anders als absolutistisch regiert werden. Und wenn eine Menge von Haus aus aktiver Völker zu einem Riesenreiche verschmilzt, wie im alten orbis terrarum, so bleibt für die Zentralgewalt keine andre Form übrig als der Absolutismus, nur daß er sich nicht vermessen darf, auch das Kleinste und seinem Sitz Entfernteste bürokratisch regeln zu wollen, sondern ein reichliches Maß landschaftlicher, nationaler und municipaler Selbstverwaltung gestatten muß, wie das ja auch im kaiserlichen Rom geschah. Aber für die aktiven Völker oder für die Völker in ihrer aktiven Periode bedeutet der Absolutismus, wenn er nicht bloß, wie im Europa des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, vorübergehend als Totengräber veralteter Einrichtungen waltet, den Tod, denn die kulturschaffende Thätigkeit ist nur in der freien Wechselwirkung selbständiger Geister möglich, von denen jeder seine eignen Gedanken hat und seine eignen Ziele verfolgt, sodaß ohne obrigkeitliche Hilfe und ohne obrigkeitlichen Zwang an jedem Orte des Vaterlandes Leben hervorsprießt. Es ist nun sehr wohl denkbar, daß in einem kleinern Lande, das sich solches Lebens noch erfreut, dieses durch den rein mechanischen Druck eines auf ihm lastenden verbündeten Kolosses erstickt wird. Deshalb habe ich trotz der scharfen Kritik, die ich an den englischen Zuständen geübt habe, und die mir den Vorwurf fana-

tischer Engländerfeindschaft eingetragen hat, niemals in der Frage geschwankt, ob mir die russische oder die englische Freundschaft lieber wäre. Ich erkenne an, daß man grundsätzlich meiner Ansicht beipflichten, aber um gewisser Augenblicksbedürfnisse und Augenblicksziele wegen die entgegengesetzte Politik für opportun halten kann, aber ich habe mich eben niemals für Augenblicksziele*) interessiert und immer nur den Gang der Entwicklung im großen und ganzen im Auge gehabt, und bin eben deswegen von der Tagespresse nicht zu gebrauchen.

(Fortsetzung folgt)



Neueste Kunst und Kunstliteratur



an ist wieder da. Die Grenzboten hatten ihn etwas unsanft empfangen und ihm einige Wahrheiten gesagt. Er hat sie ihnen nicht übel genommen, denn er hat sich wieder eingestellt, und das ist hübsch von ihm. Wir werden uns auch ferner mit ihm zu verständigen suchen. Daß es mit unsern Ausstellungen wohl seine Richtigkeit hatte, zeigten uns die Besprechungen mancher bessern Blätter, die gegen den Inhalt der frühern Panhefte häufig Verwahrung eingelegt haben und dann am Ende wohl bei dem Lobe stehen geblieben sind, der Panahme doch mit seiner reichen künstlerischen Ausstattung die erste Stelle ein, nicht etwa bloß unter den deutschen Kunstzeitschriften, sondern unter denen der Welt. Das Lob sagt nun allerdings zu viel oder zu wenig. Zu viel, wenn man den Nachdruck auf die Kunst legen wollte, die von ihm dargeboten wird, und zu wenig, wenn man sich mit der äußerlichen Ausstattung zufrieden giebt. Diese ist kostbar, nicht bloß „vornehm,“ wie heute das Modewort lautet, und sie könnte leicht das Wichtigste an der ganzen Zeitschrift werden, wenn der Inhalt eines vollständigen Heftes nicht mehr bieten sollte, als einige Stunden angenehmer Unterhaltung und kaum noch die Gelegenheit zu weiterm ernstem Nachdenken und späterm Nachschlagen. Vielleicht würde einmal das Vergnügen für manchen auf die Dauer etwas zu kostbar werden. Aber ein Mitgliederverzeichnis, das dem ersten der zwei vor uns liegenden Hefte des dritten Jahrgangs (1897, 1. 2.) beigegeben worden ist, scheint zu beweisen, daß der Fort-

*) Das gilt natürlich nur für die Politik; im Privatleben sind alle Ziele eigentlich nur Augenblicksziele, denn ein Menschenleben ist nur ein etwas längerer Augenblick.